

Heute ist es kein Problem mehr, im Gemeindebrief die Leserinnen und Leser herzlich anzureden als Mitglieder und FreundInnen von „St. Thomas“ bzw. den heutigen Sonntag als „Kirchweihfest St. Thomas“ auszuweisen. Wer sich an die Be- oder Empfindlichkeiten vor einigen Jahren in unserer Düsseldorfer Pfarrei erinnert, mag noch Auseinandersetzungen im Kirchraum vor Augen haben, in denen der damalige Pfarrer sich dafür rechtfertigen musste, dass er das „Sankt“ in einer offiziellen Verlautbarung angeführt hatte. Diese Bibelreflexion zum Weißen Sonntag will keine alten Wunden aufreißen. Grundsätzlich halte ich es für angebracht, Konflikte nicht unter den Teppich zu kehren; aus psychotherapeutischer Erfahrung sei nur darauf hingewiesen, dass mit einer „Schwamm drüber“-Mentalität ungelöste Probleme (meistens aus der Kindheit) nicht wirklich aus der Welt sind und daher die unangenehme Eigenschaft haben, wieder aufzubrechen. Die Neurosenlehre erklärt so die Entstehung von Symptomen, oft Jahre nachdem die unbewältigten Themen ins Unterbewusste verlagert wurden, z.B. als Angst- oder Zwangsstörung.

Hier soll es darum gehen, nicht wertend, aber achtsam nachzuspüren, was hinter dem „Sanktus-Streit“ stecken könnte. Unsere Gemeinde hat sich den Apostel Thomas als Patron gewählt, weil er eine biblische Identifikationsfigur darstellt, die es ermöglicht, in unserer naturwissenschaftlich aufgeklärten und säkularisierten Gesellschaft dennoch im christlichen Glauben zu stehen. Thomas ist ein Gewährsmann für den kritischen Blick, kein Leichtgläubiger, kein Blauäugiger, kein „blinder Gefolgs- mann“, sondern ein Skeptiker: „Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht.“ (Joh 20, 25)

Lange Zeit habe ich diesen Ausspruch wie ein Bekenntnis gelesen, ein festes Wort – so wie Martin Luthers sinngemäßer Ausruf vor dem Wormser Reichstag 1521: „Hier stehe ich und kann nicht anders!“ ... Mittlerweile stelle mir den Apostel Thomas weniger als unerschrockenen Prinzipienreiter vor, der sich nicht verbiegen lässt, sondern als einen Menschen, der mit dem Glauben ringt und der eher demütig als kämpferisch benennt, was er zum Glauben braucht. „Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ (Mk 9, 24) – dieser Bibelvers ist die Jahreslosung unserer evangelischen Schwesterkirche und er drückt jenen Zwiespalt aus, der unser Christinnen-Sein noch immer ausmacht. Im Grunde sei jede und jeder von uns innerlich gespalten in einen irdisch vernünftigen Menschen und ein geistig-spirituell Wesen, so hat es ungefähr unser Bonner alt-katholischer Lehrstuhlinhaber Andreas Krebs bei einer Podiumsdiskussion auf dem Wiener Alt-KatholikInnenkongress 2018 ausgedrückt.

Die Thomas-Episode, die ja immer am Sonntag nach Ostern gelesen wird, findet sich nur im Johannesevangelium. Dieses späteste Evangelium wird erst um 100 nach Chr. verfasst und wir können uns gut vorstellen, dass die damalige dritte Generation von Christinnen und Christen besonders angesprochen wird mit dem Zuspruch: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ (Joh 20, 29), denn sie haben den irdischen Jesus nicht mit eigenen Augen erlebt. Hier regt sich jenes Unbehagen, das vielleicht auch den Widerspruch in unserer Düsseldorfer Gemeinde fast zwei Jahrtausende später gegen das „Sankt“ verstehen lässt. Auf den ersten Blick mag man sich vereinnahmt fühlen: brave Schafe der Kirche denken nicht selbst, sondern gehorchen, was ihnen zu glauben aufgetragen wird. Der kritische Apostel wird kirchlich weichgespült als „Sankt Thomas“ – von wegen „Ungläubiger“ oder „Zweifelnder“ ...

Einen alten Streit noch „vor Augen zu haben“ bzw. auf den ersten oder zweiten Blick etwas zu erkennen: die hier verwendeten Sprachbilder korrespondieren mit dem Thema „Sehen“. Die Seligpreisung in der heutigen Perikope ist kein göttliches Lob für Gehorsam, sondern „selig“ meint, dass die skizzierte Spaltung überwunden ist. Das Geteiltsein in einen irdischen und einen spirituellen Menschen deutet vielleicht auch der Beiname Thomas‘, nämlich Didymus (Zwilling), an. Wenn wir unter dem Verweis auf Martin Luther an das Ganzwerden (Heilung) durch den Glauben denken, dann wird klar, dass die Überwindung der inneren Zerrissenheit von uns Menschen kein eigenes Verdienst ist, sondern „allein aus Gnade“ geschieht. Der EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm legt in einer Auslegung der Jahreslosung dar: „Die Jahreslosung ist somit keine Garantie auf Wunscherfüllung. Wie es auch beim Gebet niemals um eine Wunscherfüllung geht. Aber die Kraft, ganz auf Gott zu vertrauen, die Bitte um sein Erbarmen verändert das Leben.“

Genau das erzählt auch das heutige Evangelium: Jesus ermöglicht diese Erfahrung: „Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände!“ (Joh 20, 27). Dieser Impuls ist Jesu Geschenk, es macht Thomas zu einem ungeteilten Menschen, in der Sprache der Neuzeit zu einem „In-dividuum“. In Coronazeiten das Patronatsfest zu begehen, versinnbildlicht solches Einzelgängertum. Der Individualismus erklärt vielleicht auch unsere besondere Identifikation mit dem Apostel Thomas. Als aufgeklärte Christinnen mit Mut zum eigenen Denken wollen gerade wir Alt-Katholikinnen nicht mit dem Strom schwimmen, sondern uns ein eigenes Urteil erlauben. Unser Namensgeber geht ebenfalls eigene Wege, er ist nicht ständig bei den anderen Jüngern: „Thomas, der Didymus genannt wurde, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam.“ (Joh 20, 24). Der Individualismus der Neuzeit stößt oft auf kirchliche Vorbehalte. Glauben sei keine Privatsache, kein selbstgebasteltes religiöses Konzept, Glauben sei nur in der Gemeinschaft, in der verlässlichen Weitergabe der heiligen Überlieferung im Schutz der Kirche möglich. Der „alt-katholische Luther“, der Initiator unserer Kirche, Ignaz von Döllinger, weist so das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma zurück: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen.“

Ein Gemeindefest allein zu feiern, geht gar nicht. Wir sind aufeinander angewiesen. Unser Glaube fällt nicht vom Himmel, er ist keine individuelle Leistung oder persönliche Eingebung. Dass wir unser Kirchweihfest nicht am 3. Juli wie unsere römisch-katholischen Mitschwesterinnen oder am 21. Dezember wie unsere anglikanischen und evangelischen Geschwister feiern, sondern am Weißen Sonntag, hat mit der Symbolik dieses österlichen Festes zu tun. Der „Weiße Sonntag“ leitet sich ab von der alten Introitus „Quasi modo geniti infantes“ ab: „Verlangt wie neugeborene Kinder nach der unverfälschten, geistigen Milch, damit ihr durch sie heranwachst und Rettung erlangt!“ (2Petr 2,2)

Hier schließt sich der Kreis zu den psychodynamischen Überlegungen zu Beginn dieser Reflexion: kleine Kinder lernen vom vertrauensvollen Einlassen auf die Erwachsenen. Wenn deren Liebe trägt, können sie Beziehungen aufbauen – das ist nichts Intellektuelles, keine Eigenleistung, sondern ein Geschenk, auf dessen Basis Leben gelingen kann. Das Fallenlassen in Gottes voraussetzungslose Liebe befreit uns – und es erlöst den Apostel Thomas aus seinen Vorbedingungen „wenn ich nicht und wenn ich nicht...“. Es macht nicht nur den Zweifler zum „Sankt Thomas“, sondern auch uns zu (bisweilen zu komischen) Heiligen. Das sollten wir feiern – auch auf Abstand!